

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Allerley Neues, Lehrreiches und Spaßhaftes, auf das Jahr 1808

[urn:nbn:de:bsz:31-257414](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-257414)

Uhr  
den  
nig  
Uhr  
en,  
  
den  
en,  
  
also  
ber  
auf  
  
ng  
et.  
on  
  
ne  
hat  
an  
p,  
ist  
de  
  
Se  
nd  
h;  
en  
  
nd  
o,  
el,  
nd  
te  
de  
in  
n-  
en  
n-  
en  
n-  
ch.

Alleley Neues, Lehrreiches und Späßhaftes,  
auf das Jahr 1808.

Betrachtungen über das Weltgebäude.  
(Fortsetzung.)

Als jetzt haben wir in unsern Betrachtungen über das Weltgebäude unsern Wohnplatz, die Erde, dann die Sonne, und endlich den Mond näher kennen gelernt. Jetzt erheben wir unser Auge zu den leuchtenden Sternen des Himmels, an denen sich so oft das Auge des nächtlichen Wanderers ergötzt. Wer etwa lange in einer großen Hauptstadt oder in der Nähe derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es ausseht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann sich nicht satt schauen, und überall erblickt es etwas anderes und schöneres. Aber alle diese irdische Herrlichkeit ist in gar keine Vergleichung zu setzen mit der großen himmlischen Illumination, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltbeherrschers aus unermesslicher Höhe herabflimmert.

Fürs erste müssen wir uns nun wieder aus dem Kalender des Jahres 1805 erinnern, daß es zweyerley Arten der Sterne gibt. Denn so sehr sie alle, groß und klein, in der größten Unordnung unter einander zu stehen scheinen, so behalten doch die meisten derselben Jahr aus Jahr ein ihre nämliche Stellung gegen einander, gehen Jahr aus und Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und nach einander auf und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt sich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur Ein Gestirn kennt, den Heerwagen oder den Jakobsstab, der wirds an ihm wissen. Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so stehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, Nachts um 8 Uhr oder in der Mitternacht zu finden wußte, dort findet er sie in der nämlichen Jahreszeit wieder. Und diese Sterne heißen Fixsterne.

Nur mit sehr wenigen andern, welche man Irsterne oder Planeten nennt, hat es auch eine andere Bewandniß. Diese behalten nicht ihre

gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn der Planet, Jupiter genannt, heute Nacht zwischen zwey gewissen Sternen steht, so steht er von heute übers Jahr nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem andern Ort. Es ist, als ob diese Sterne für Kurzwelt bey den andern herum spazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten, und sich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber sie haben ihre Ordnung so gut wie die übrigen, nur eine andere. Die mehresten von ihnen kennt jeder Leser aus den Kalendern, besonders aus dem 100jährigen. Diese Planeten haben nun folgende Eigenschaften mit einander gemein.

1) Sie sind unter allen Sternen unsrer Erdr am nächsten, viel näher als irgend ein Fixstern.

2) Sie bewegen sich in großen Kreiten und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die andern nicht thun. Und aus diesem Grunde verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel.

3) Es sind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht wie unsre Erde von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein, der wie aus einem Spiegel zu uns zurückstrahlt, so daß wir auch in der finstesten Sternennacht doch nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Jeder Planet ist eine ungeheuer große Kugel, die sich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen der Sonne steht, hat Licht, die andere ist finster. Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht.

4) Ein Planet steht nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher, wie unsre Erde, verschiedene Jahreszeiten in ihrer Art, Sommer und Winter.

Falsch ist es also, wenn man glaubt, die Sonne sey selber ein Planet. Denn sonst müßte sie sich selber in einem großen Kreis um die Sonne bewegen, sie müßte Tag haben, wenn sie von sich selber beschienen wird, und Nacht, wenn sie nicht von sich selber beschienen wird. Sie müßte Sommer und Winter haben, wenn

ſie näher oder weiter von ſich ſelber abſteht, und das iſt lauter Widerſpruch. Hingegen haben die Weltweiſen entdeckt, daß in dem unermehlichen Welttraum, und unter den unzähligen Weltkugeln deſſelben, unſere Erde ſelber ein Planet ſey, weil ſie alle Eigenſchaften der andern Planeten hat, und wer auf einem andern Planeten ſtünde, und aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde ſchaute, dem würde ſie eben ſo als ein kleiner glänzender Stern erſcheinen, wie uns der Abendſtern erſcheint. Denn es iſt die Entfernung von den Sternen zu uns gerade ſo weit, als von uns zu den Sternen.

Wiſſlich muß es daher auch um die Behauptung ſtehen, daß unſere Erde abwechſelnd von den Planeten regiert werde, oder daß Bitterung, Fruchtbarkeit und andere Dinge von ihnen herrühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je nach ſieben Jahren manches wieder ſo kommt, wie es ſieben Jahre früher war. Denn

1) ſonſt müßte ein Planet den andern regieren, weil ja unſere Erde ſelber ein Planet iſt, und ſolche Unordnung wird in dem Reich der Weltkörper nicht ſtatuiert.

2) ſo müßte unſere Erde auch die andern Planeten hinwiederum regieren, und das kann nicht ſeyn, ſonſt müßten wir auch etwas davon wiſſen.

3) So ſind nicht ſieben Hauptplaneten, ſondern es ſind, wie man mit guten Fernröhren entdeckt hat, bis jetzt eilf, und ſolglich kann nicht alle ſieben Jahre wieder der nämliche regieren. Wie ſiehts jetzt aus?

Alſo iſt auch der Mond kein Planet, wie ſchon aus dem Kalender 1807 erſichtlich iſt, ſondern er iſt der Mond und bleibt der Mond. Von den wahren Planeten aber ſind einige ſchon lange bekannt, nämlich

Der Merkurkuß, aber dieſen wird keiner von euch leicht geſehen haben. Denn er umläuft die Sonne in einem ſo kleinen Kreis, und ſieht immer ſo nahe bey ihr, daß er Morgens nur kurz vor ihr aufgeht, und bald in dem anbrechenden Tag erblaßt, oder Abends bald nach ihr untergeht, und alſo nicht überall zu ſehen iſt. Er iſt ungefähr zwey- und ein halbmal näher bey der Sonne als wir, welches doch 8 Millionen Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf dieſem Planeten nur 88 Tage, denn in ſo viel Zeit lauft er einmal um die Sonne herum, und vollendet ſeine Jahrezeit. Dafür iſt er auch kleiner als die Erde.

Die Venus iſt der zweyte Planet, und dieſen kennen wir alle unter einem andern Namen, als Abendſtern oder Morgenſtern. Denn wenn ſie auf ihrem Lauf um die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet vorne an der Sonne ſteht, ſo geht er auch früh ein Paar Stunden lang vor ihr auf, und das iſt alldann der ſchöne Morgenſtern. In dieſem Jahr 1808 wird er bis in den Auguſt, und vorzüglich ſchön im April erſcheinen, wo er zwiſchen 2 und 4 Uhr aufgeht.

Aber wenn er zu einer andern Zeit in ſeinem Umlauf ſo ſteht, daß er erſt nach der Sonne aufgehen kann, ſo können wir wegen der Tageshelle und dem Sonnenglaß ihn nicht mehr ſehen. Unſichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne, wie ein Kind ſeiner Mutter nach, und erſt wenn die Sonne untergegangen iſt, wenn auf der Erde die Lichter bald angezündet werden und die Betglöcker in die Dämmerung läuten, wird er am Abendhimmel ſichtbar. Dieſer Stern iſt der einzige unter allen, der nicht nur aus der Ferne uns ſeinen Schimmer zeigt, ſondern ſogar einige Helle auf der Erde verurſacht, und daher auch einen Schatten wirft. Dieß rührt von der Nähe deſſelben her, die bisweilen nur 6 Millionen Meilen beträgt, da die Sonne ſelbſt 21 Millionen weit entfernt iſt.

Auch iſt das Licht des Abendſterns nicht immer gleich. Oft ſtrahlt er im ſchönſten Glanze, oft wieder blaſſer, und ſcheint ſogar kleiner zu ſeyn. Aber die Sternkundiger haben ſchon lange durch ihre Ferngläſer die Urſache davon entdeckt. Die Venus hat nämlich, von der Erde aus betrachtet, ihr zu- und abnehmendes Licht wie der Mond, und dieß iſt ſehr begreiflich. Denn da ſie eine große Kugel iſt, und alſo nur die eine Hälfte deſelben von der Sonne erleuchtet ſeyn kann, während es auf der andern Nacht und ſtockfinſter iſt, ſo kann es oft geſchehen, daß ſich nur die Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen die Erde ſehrt.

Aber etwas noch viel merkwürdigeres haben die Sternkundiger durch die Hülf der ſtärkſten Ferngläſer in dem Abendſtern entdeckt. Er iſt nämlich ſo wenig als unſere Erde eine ganz glatte Kugel, und hat eben ſo wie ſie ſeine Berge und Thäler, und ob er gleich etwas kleiner als ſie iſt, ſo hat er doch Berge, welche den höchſten Berg unſers Weltkörpers um das vier- bis fünffache an Höhe übertreffen, welches die Aſtronomen aus dem Schatten deſelben mit Genauigkeit zu berechnen wiſſen.

Das muß ein wunderbares Vergnügen seyn, mit einem solchen Fernrohr in der finstern Erden-Nacht 6 Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt hineinzuschauen, wenn man bedenkt, wie viel Vergnügen es schon macht, wenn wir von einem erstiegenen Berg nur in ein Thal hinüber schauen können, welches unsre Augen noch nie gesehen haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen solchen Stern hinein seyn, wenn wir auch sehen könnten, was auf seinen Bergen wächst, was für Thiere darauf weiden, was für Menschen die Thiere hätten, und was sie sonst thun und treiben in ihrer lichten, lustigen Höhe.

Das hat die menschliche Neugierde. So viel man weiß, gern wüßte man noch mehr.

Mercurius und Venus sind die zwey einzigen bekannten Planeten, welche zwischen der Sonne und der Erde stehen. Weiter über die Erde hinaus kreisen um die Sonne noch die drey längst bekannten, Mars, Jupiter und Saturn, nebst fünf neuentdeckten, Pallas, Ceres, Juno, Vesta und Uranus genannt, welche im Kalender des nächstkünftigen Jahres sollen beschrieben werden.

### Warme Winter.

Der warme Winter von dem Jahr 1806 auf das Jahr 1807 hat viel Verwunderung erregt, und den armen Leuten wohl gethan; und der und jener, der jetzt noch fröhlich in den Knabenschulen herumspringt, wird in sechzig Jahren einmal als alter Mann auf den Ofenbank sitzen, und seinen Enkeln erzählen, daß er auch einmal gewesen sey, wie sie, und daß man Anno 6, als der Franzos in Polen war, zwischen Weihnachten und Neujahr Erdbeeren gegessen und Beizelein gebrochen habe. Solche Zeiten sind selten, aber nicht unerhört, und man zählt in den alten Chroniken seit 700 Jahren 28 dergleichen Jahrgänge.

Im Jahr 1289, wo man von uns noch nichts wußte, war es so warm, daß die Fungfranen um Weihnachten und am Dreykönigtag Kränze von Veilchen, Korablumen und andern trugen.

Im Jahr 1420 war der Winter und das Frühjahr so gelind, daß im Merz die Bäume schon verblüheten. Im April hatte man schon zeitige Kirschen, und der Weinstock blühte. Im May gab es schon ziemliche Trauben-Beerlein. Davon konnten wir im Frühjahr 1807 nichts rühmen.

Im Winter 1538 konnten sich auch die Mädchen und Knaben im Grünen küssen, wenns nur mit Ehren geschehen ist; denn die Wärme war so außerordentlich, daß um Weihnacht alle Blumen blüheten.

Im ersten Monat des Jahrs 1572 schlugen die Bäume aus, und im Februar brüteten die Vögel.

Im Jahr 1585 stand am Ostertag das Korn in den Aeblen.

Im Jahr 1617 und 1659 waren schon im Jänner die Lerchen und die Trosteln lustig.

Im Jahr 1722 hörte man im Jänner schon wieder auf, die Stuben einzubekken.

Der letzte, ungewöhnlich warme Winter, war im Jahr 1748.

Summa, es ist besser, wenn am St. Stephanstag die Bäume treiben, als wenn am St. Johannisstag Eiszapfen daran hängen.

### Das wohlbezahlte Gespenst.

In einem gewissen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof, und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es ist ein Recht. Wenn nun die Ackerwege bey nasser Witterung schlüpfrig und unzugangbar sind, gieng man immer tiefer in den Acker hinein, und zertrat dem Eigenthümer die Saat, so daß bey anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer schmaler wurde, und das war kein Recht. Zum Theil wußte nun der beschädigte Mann sich wohl zu helfen. Er gab untertags, wenn er sonst nichts zu thun hatte, fleißig acht, und wenn ein unverständiger Mensch diesen Weg kam, der lieber seine Schuhe als seines Nachbars Gerstensaft schonte, so lief er schnell hinzu und pfändete ihn, oder thats mit ein Paar Ohrfeigen kurz ab. Bey Nacht aber, wo man noch am ersten einen guten Weg braucht und sucht, wars nur desto schlimmer, und die Dornenäste und Rispen, mit welchen er den Wandernden verständlich machen wollte, wo der Weg sey, waren allemal in wenig Nächten niedergelassen oder außgetreten, und Mancher thats vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Mann etwas anders zu statten. Es wurde auf einmal unsicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg gieng. Bey trockenem Wetter und etwas hellen Nächten sah man oft ein langges weißes Gespenst über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder sehr finster war, hörte man im Weinhaus bald ein ängstliches

Eröhnen und Wiesel, bald ein Klopfern, als wenn alle Todtentöpfe und Todtengelächse darinn lebendig werden wollten. Wer das hörte, sprang bebend wieder zur nächsten Kirchhofthüre hinaus, und in kurzer Zeit sah man, sobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verschwunden war, gewiß keinen Menschen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verständiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe sich an diesem Ort verspätete und den nächsten Weg nach Haus doch über diesen verschrienen Platz und über den Gerstenacker nahm. Denn ob ihm gleich seine Freunde die Gefahr vorstellten und lange abwehrten, so sagte er doch am Ende: Wenn es ein Geist ist, geh ich mit Gott als ein ehrllicher Mann den nächsten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böses gethan, und ein Geist, wenns auch der schlimmste unter allen wäre, thut mir nichts. Ists aber Fleisch und Bein, so habe ich zwey Fäuste bey mir, die sind auch schon dabey gewesen. Er gieng. Als er aber auf den Kirchhof kam, und kaum am zweyten Grab vorbey war, hörte er hinter sich ein klägliches Wechen und Eröhnen, und als er zurückschaute, siehe, da erhob sich hinter ihm, wie aus einem Grabe herauf, eine lange weiße Gestalt. Der Mond schimmerte blaß über die Gräber. Todtensille war rings umher, nur ein Paar Fledermäuse flatterten vorüber. Da war dem guten Mann doch nicht wohl zu Ruche, wie er nachher selber gestand, und wäre gerne wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Gespenst hätte vorbeugehen müssen. Was war nun zu thun? Langsam und stille gieng er seines Weges zwischen den Gräbern und manchem schwarzen Todtenkreuz vorden. Langsam und immer ächzend folgte zu seinem Entsetzen das Gespenst ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber so geht es. Kein Betrüger ist so schlau, er verrathet sich. Denn sobald der verfolgte Ehrenmann das Gespenst auf dem Acker erblickte, dachte er bey sich selber: Ein rechtes Gespenst muß wie eine Schildwache auf seinem Posten bleiben, und ein Geist, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht aufs Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Ruch, drehte sich schnell um, faßte die weiße Gestalt mit fester Hand, und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burschen am Brustuch habe, der noch nicht auf dem Kirchhof dabeim sey,

Er fieng daher an, mit der andern Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Muth an ihm gekühlt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah, wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigenthümer des Gerstenackers ein Paar Wochen lang mit blauen und gelben Zierathen im Gesicht herum gieng, und von dieser Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhof zu sehen war. Denn solche Leute, wie unser handfester Ehrenmann, das sind allein die rechten Geisterbanner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelhaus eben so sein Recht und seinen Meister finden möchte.

### Der vorsichtige Träumer.

Es gibt doch einfältige Leute in der Welt. In dem Städtlein Wittlsbach im Canton Bern war einmal ein Fremder übernacht, und als er ins Bett gehen wollte und ganz blaß auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbändern an den Füßen fest, und legte sich also in das Bette. Da sagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut ihr das?“ Darauf erwiederte der Erste: „Wegen der Vorsicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Gläserbe getreten. So habe ich im Schlaf solche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen möchte.“

### Erstes Räthsel.

Mein Kopf ist klein  
Und lang das Bein.  
Der Fuß ist spitzig,  
Nacht Manchen witzig.  
Bey Mädchen fein  
Da will ich seyn.  
Der ernste Mann  
Mich mangeln kann.

## Große Schneeballen.

Wenn in sehr hohen und gähen Schneegebirgen durch den Wind, oder durch einen Vogel, oder auch nur durch den Schall eine kleine handvoll Schnee los wird, und anfängt, den Berg herab zu rollen, so wird die Kugel natürlicherweise immer größer, aber bis sie in ein Thal herabkommt, wird sie endlich so groß, daß sie Wagen, Pferd und Mann auf der Straße erdrücken und bedecken, ja ganze Häuser zerschmettern kann, und viele hundert Centner Schnee schiefen von oben herab ihr nach. Ein solcher Schneeschuß heißt eine Lawine, und es wäre an einer einzigen aenug. Aber Dienstags am 11. Februar des Jahrs 1807, Abends um 7 Uhr, stürzten bey dem Orte Stuben am Ursberg vier solcher Lawinen von vier verschiedenen Orten herab, auf einmal mit einem fürchterlichen Tosen und Krachen zusammen. Das mag auch ein großer Schrecken und Jammer für die armen Einwohner gewesen seyn. Vier Häuser und acht Ställe wurden fortgerissen und überschüttet. Von 18 Personen, welche in diesen Häusern aßen und tranken, spinneten und haspelten, sind nur Drey lebendig gerettet worden. Dreyzehn sind tod hervorgegraben worden, oder doch bald an ihren Verwundungen gestorben, und zwey Männer hat man gar nicht mehr gefunden. Dabey giengen 10 Pferde, 36 Stücke Rindvieh, 20 Geißen, 11 Schaafe und eine Sau verloren, und der Schaden beläuft sich nach einer gerichtlichten Schätzung auf 12,977 fl. In wenig Minuten war alles richtig.

Da istß doch besser in der Ebene zu leben, und in den anmuthigen Thälern zwischen den kleinen Bergen, wenn schon auch nicht alles ist, wie mans wünscht, und kommt manchmal etwas ungerades, bald von oben herab, bald von der Seiten, rechts oder links.

## Vorbereitung des Getraides zur Ausfaat.

Erfahrene Landwirth in Sachsen versehen sich eine Zeitlang vor der Saat mit frischgebranntem Kalk, so frisch als man ihn von dem Ziegelofen bekommen kann, und lassen ihn ungelöscht in einem Faß und an einem trockenen Ort, wo wenig Luft und Feuchtigkeit hinzu kommt, stehen, bis sich derselbe in dem Faß von selber zu Pulver aufgelöst und gelöscht hat. Je länger, desto besser.

Aber den Tag zuvor, ehe man das Getraide einßen will, wird die Saatfrucht in einen Zuber gethan und mit Mistlache begossen, so daß die Lache über den Körnern steht. In diesem Zustand läßt man sie die Nacht über stehen, am frühen Morgen aber breitet man die Körner aus, an einem Ort, wo man Platz dazu hat, überstiebt sie mit oben beschriebnem Kalkmehl, und rührt sie hierauf so durcheinander, daß alle Körner aussehen wie überzuckert. Der Kalk darf im Maaß den zöten Theil von dem Korn ausmachen. Und wenn alsdann diese Körner ziemlich trocken sind, aber doch noch nicht ganz, so werden sie eingesäet, wie jede andere Frucht. Und das soll sehr vortheilhaft seyn.

Man muß zwar nie zu viel versprechen, weil man sonst den Glauben verliert. Etwas kann freulich an einem Ort gelingen, am andern aber nicht. Bisweilen gerathet es auch nicht aufs erste mal, wenn mans nicht recht macht, oder kommt sonst etwas dazwischen. Deswegen will ich verständige Landleute, welche diese Art, das Saat Korn vorzubereiten, noch nicht kennen, ermahnt haben, eine Probe im Kleinen und an verschiedenen Mäßen damit anzustellen. Schlags alsdann fehlt, so ist der Schaden nicht groß; trifftß zu, so verlohnt es sich reichlich der Mühe, wenn mans im Großen fortsetzt. Denn der Vortheil bey einer solchen Ausfaat soll seyn:

- 1) Es kommt kein Brand in das Getraide.
- 2) Der Saame wird nicht von Vögeln, Mäusen und Ungeziefer angegriffen und gefressen.
- 3) Man braucht weniger Dung auf den Acker.
- 4) Es giebt viel besser aus.

Man muß nie aus Trägheit oder Mißtrauen einem Versuch aus dem Wege gehen. Man muß nicht immer nur sagen: „Wir wollenß machen wie unsre Vorfahrer,“ sondern man muß es auch thun. Denn der Ackerbau und jede Vorsicht und Beobachtung dabey ist gewiß nicht auf einmal so erfunden worden, wie er jetzt ist; sondern unsere Vorfahrer haben gewiß lang und vielerley probirt, und guten Rath nicht verachtet. Manches ist mißlungen, etliches gerathen und immer besser worden, und kann in Zukunft noch vieles besser werden, wenn wir nur Wort halten, was wir sagen, und es so machen wie die Vorfahrer.

## Wißverstand.

Im joger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von französischen Schildwachen, auf dieser Seite von schwäbischen Kreis-Soldaten besetzt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der deutschen Schildwache herüber: Kiltu! Kiltu! Das heißt auf gut deutsch: Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Arges, sondern meynete, der Franzose frage: Wie viel Uhr? und gab gutmüthig zur Antwort: halber viert.

## Die Eideyen.

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davon springen oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtschlägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eideyen feind, diesen unschuldigen Thieren, die niemand beleidigen, niemand schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerley kleinen Insekten oder sogenannten Ungeziefer sich nähren; höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal etwas im Laub rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freylich in diesem Punkt übel rathen.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum lautet ihm Entsetzen zu.“

Nun, alle Leute sind so furchtsam freylich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht, und überall in der mannfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eideye stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit, und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauch, und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen sich daher,

und bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Calender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für alles gesorgt, was zu seines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Thiere einerley Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsch heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Thieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber aufs Leben geht.

2.

Es giebt auch zweyerley Eideyen im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst auf dem Grund der flachen Brunnenquecken findet man sie oft, und darf sich deswegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und theilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in seiner verschlossenen Brunnenkugel hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf oder unter gehen, erfährt nichts davon, daß die französische Revolution ein Ende hat, und jetzt Krieg in Polen ist; weiß nicht, obs noch mehr solche Brunnenfluben in der Welt giebt, oder ob die feingie die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Element des Lebens froh, und hat keine Klage und keine Langeweile.

An der großen schwarz- und gelb- gefleckten warzigen und schmutzig- feuchten Eideye, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat niemand Freude. Noch weniger aber freuet es ihn, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen auch niedrigen Orten auf, und das beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhast in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leidens.

3.

Wer sich aber mit Recht vor den Eideyen fürchten oder eine Heldenthat durch die Erlesung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Aßen oder Amerika gehen.

Das fürchterliche Crocodill ist nichts anders als eine 20 bis 50 Fuß lange Eideye. Davor muß

muß jedermann Respekt haben. Oben braun oder schwarzgeleckt, unten weißlichgelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Hinterschuß; am Bauch ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um, und tödtet einen Menschen mit einem Schlag. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilfluß in Egypten, und geht an's Land, frisst Fische und andere Thiere, Vögel und Mägdlein, auch erwachsene Egypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Linie auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprung ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eier, so groß wie die Gänse-Eier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer egyptischen Nage gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen. Wohl bekümm!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eideren gebe, nemlich solche die da fliegen, wird Mancher nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten zerstörten Bergschlößern hausen, und feuerwendend durch die Luft schiessen, Brunnen vergiften, den Kiefer und das Ross mit Schwarn und Hufeisen Schluck und Druck verschlagen, das findet man schon glaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopf bis zum Nagel des Lebens über die Haut lauft, wenn man's hört.

Bei allem dem muß so viel wahr bleiben, daß es in Asien und andern Welttheilen Eideren von ein- bis anderthalb Fuß Länge giebt, die auf Bäumen leben, wie bey uns der Laubfrosch, und durch Hälse von häutigen Auswüchsen auf beyden Seiten große Sprünge in der Luft machen, und von einem Baum auf den andern schießen können. Einige haben dabei nur zwey, andere vier Füße, sind unschädlich, und leben wie andere Eideren von Insekten. Andere Basilisken und Drachen giebt es in Asien nicht, außer unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte, und giftige Verläumdungen und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man denn dergleichen auch schon in Europa und am Rhein will viele gesehen haben.

## Unglück der Stadt Leiden.

Diese Stadt helste schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Jan. des Jahrs 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor diesem Tag elftausend Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete sein: „Das walt Gott“ der Andere ließ es seyn, und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen wird, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag, und ließ sich schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurn auf halb fünf stand — keisige Leute saßen dabeim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute giengen ihren Geschäften nach, Kinder waren besammeln in der Abend-Schule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirthshaus bey'm Kartenspiel und Weinkrug, ein Ferkämmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick, (Ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah) in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem was darinn wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengedrückt oder entsezlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drey Schulhäuser giengen mit allen Kindern die darinn waren, zu Grunde, Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem flüchtigen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nirgends gelöscht werden, weil viele Verrathshäuser voll Del und Thran mit ergriffen wurden. Achtundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man denn auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit

einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Jährlingen zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Hüfte wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland ist, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hüftmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor aller Thoren und vor allen Seehäben donnert.

### Zwentes Räthsel.

Dreißtöckig steht ein Haus,  
 Wer einmal drinnen wohnt,  
 Der zieht so bald nicht aus.  
 Sehr hohe Fenster hat's, doch schaut  
 er nicht hinaus.  
 Sie glänzen nie im Sonnenschein,  
 Kein Hagel schlägt die Scheiben ein;  
 Kein Ziegel vom dem Dache fällt;  
 Das Haus wird stehn im weiten Feld.

### Fliegende Fische.

Im Meere giebt es Fische, welche auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meynen, es sey erdichtet, weil bey uns so etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, wo er keinen andern Vogel, als Mäusen, Dickschnäbeln, Nachtigallen und andere deroletchen lustige Musikanten des Waldes könnte kennen lernen, so würde er es eben so unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, wo Vögel auf dem Wasser schwimmen und darinn untertauchen; und doch können wir dieses auf unserm Gewässer alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Welttheilen seyen. Sie sind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an und täglich sehen.

Was nun die Fische und Vögel betrifft, so schwimmt eine Ente freylich nicht eben so wie ein Fisch, und ein Fisch fliegt nicht wie ein Storch, sondern damit hat es folgende Bewand:

Die Floßfedern an der Brust dieser Thiere sind sehr lang und mit einer weiten Haut überzogen. Durch deren Hülfe kann sich der Fisch eine Zeitlang in der Luft erhalten. Aber erstlich das thut nicht länger gut, als diese Haut naß ist. So bald sie trocknet, fällt der Fisch ins Wasser zurück. Zweitens, er geht nicht aus dem Wasser ohne Noth, fliegt nicht spazieren für Kurzweil oder um seine Krust zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt, und kann ihn nicht mehr anders entinnen, und darinn ist er kläger als mancher Mensch, der schon Hals und Bein gebrochen hat. Denn der Fisch sagt: Man muß seiner Natur und seinem Stand getreu bleiben, so lang man kann, kein Wagstück treiben, wenns nicht seyn muß, nicht oben zum Fenster hinaus springen, wenn die Thüre offen steht.

Solche fliegende Fische geben nun den Schiffahrenden, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langweiligen Reise manche Kurzweil, besonders wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nachstellt. Da sieht man eine seltene Fischjagd in der Luft. Oft erhascht der Raubfisch seine Beute, und zieht sie wieder in das Wasser hinab. Oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu sehen. Denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser her und hin, und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, so lang diese dabei im Wasser bleiben, wohin sie gehen. Wenn aber ein solcher Lustkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald beyde von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erhascht, und kommen ihr Lebenlang nimmer ins Wasser. Und dazu lachen die Schiffer.

Merke: Solcher Spaß, bey dem man aber oft lieber weinen als lachen möchte, ist manchmal auch mitten auf dem trockenem Lande zu sehen, wenn zwey Brüder oder Verwandte oder Bundesgenossen Droßel und Streit miteinander führen, und kommt ein Dritter dazu, und beraubt beyde des Vortheils, den jeder von ihnen allein haben wollte und keiner dem andern gönnte. Merke: Wann die Fische im Meer Handel haben, ist's lauter Freude für die losen Vögel in der Luft.

### Drittes Räthsel.

Der arme Tropf  
Hat keinen Kopf;  
Das arme Weib  
Hat keinen Leib;  
Die arme Kleine  
Hat keine Beine;  
Sie ist ein langer Darm,  
Doch schlägt sie einen Arm  
Bedächtig in den andern ein.  
Was mag das für ein Weiblein seyn?

### Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden gewaltig groß, was er für einen sichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine Steck-Nadel der Länge nach spalten könne mit Einem Zug. Ja gewiß, Mausehel Abraham, sagte er: Es soll einen Siebzehner geiten, ich habe dir in freyer Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut. Die Wette gait, denn der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde angesetzt auf den Tisch. Der junge Kerl zog sein Messer und hieb, und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit Einem Zug rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrey, nahm das Geld und sagte: Du weih, ich hab's gewonnen!

An diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe werth ist.

Wie mancher Projektlämmer hat auch schon so sagen können! Ein General meldete einmal seinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich auckin heim.“ Das heißt mit andern Worten auch: O weih, ich hab's gewonnen!

### Viertes Räthsel.

Mein Vater ist ein harter Mann,  
Die Mutter Ätze. Jedermann  
Hat einß das Schicksal zu erfahren.  
Ich selber bin ein räthselhaftes Kind,  
Wohltätig schon seit vielen Jahren.  
Ich bringe Licht in dunkle Hallen,  
Din gerst dabey, wo frohe Menschen sind,  
Und muntere Gesänge schallen.  
Dein Kranken bring' ich heilende Arznei;  
D seht, er athmet wieder frey!

O seht, der arme Mann gesunder!  
Doch traut mir nicht. Schon oft hab ich verwundet.

Und länen kann ich, trotz den wohlbekanntem  
Frau Vaasen bey'm Casse und Stricken.  
Aus Elephanten mach ich Rücken,  
Und aus den Rücken Elephanten.

### Der wohlbezahlte Spafvogel.

Wie man in den Wald schreyt, so schreyt es wieder heraus. Ein Spafvogel wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum Besen haben. Er sprach also zu ihm: „Weißt du auch, Mausehel, daß in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf Eseln reiten müssen?“ Dem hat der Jude also geantwortet: „Wenn das ist, artiger Herr, so wollen wir zwey auf dem deutschen Boden bleiben, wenn schon Ihr kein Jude seyd.“

### Eine sonderbare Wirthsgehe.

Manchmal gellnat ein muthwilliger Einfall, manchmal kostets den Rock, oft sogar die Haut dazu. Dießmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drey lustige Studenten auf einer Reise keinen rothen Heller mehr in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so giengen sie doch noch einmal in ein Wirthshaus, und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaus helfen, und doch nicht wie Schelmen davon schleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirthin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken gutes Muthes, und führten mit einander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahre alt wäre, und noch eben so lang stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahrs alles wieder so komme und sey, wie es am nemlichen Tag und in der nemlichen Stunde von sechstausend Jahren auch gewesen sey. Ja, sagte endlich einer zur Wirthin — die mit einer Strückeren seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte, — „ja, Frau Wirthin, das müssen wir aus unsern gelehrten Büchern wissen.“ Und Einer war so fest und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal da gewesen seyen, und das häßliche freundliche Gesicht der Frau Wirthin sey ihm noch wohl bekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirthin alles zu glauben

+ Ahlen, desto besser kessen sich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und man- che Bregel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide stand. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirthin, sagte einer, es steht dieß- mal um unsere Bagen nicht gut, denn es sind der Wirthshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an euch eine verständige Frau gefun- den haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Credit zu haben, und wenns euch recht ist, so wollen wir in 6000 Jahren, wenn wir wie- der kommen, die alte Fesche samt der neuen bezahlen.“ Die verständige Wirthin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden, und freute sich, daß die Herren so vorlieb ge- wannen. Zu gleicher Zeit aber stellte sie sich vor die Stubenthüre und bat, die Herren möchten nur so gut seyn, und jetzt die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die sie vor 6000 Jahren schuldig ge- blieben seyen, weil doch alles schon einmal so gewesen sey, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Vorgesetzte des Ortes mit ein Paar braven Männern in die Stube, um mit einander ein Glas Wein in Ehren zu trin- ken. Das war den gefangenen Börgeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urtheil gefällt und vollzogen: „Es sey aller Ehren werth, wenn man 6000 Jahre lang geborgt habe. Die Herren sollten also augen- blicklich ihre alte Schuld bezahlen, oder ihre noch ziemlich neue Derröcke in Verfaß geben.“ Dieß letzte mußte geschehen, und die Wirthin versprach, in 6000 Jahren, wenn sie wieder kommen und besser als jetzt bey Bagen seyen, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzustellen.

Dieß ist geschehen im Jahr 1805 am 17ten April im Wirthshause zu Segrlingen.

### Seltamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Duben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: Das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euern Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder. Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wan- dersmann und sagt: Das ist nicht recht, Bur- sche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine. Da saßen beyde auf und ritten eine Strecke. Komt ein dritter Wandersmann und sagt: Was ist

das für ein Understand, Zwey Kerle auf Einem schwachen Thier. Sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch beyde hinabjagen? Da stie- gen beyde ab und giengen sich Dritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wan- dersmann und sagt: Ihr seyd Drey kuriose Gesellen. Ist nicht genug, wenn Zwey zu Fuß gehen? Gehts nicht leichter, wenn Einer von euch reitet? Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumstamm durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Mittel, die Baum- und Rebspfähle (Reb- stecken) dauerhaft zu machen.

Wenn die Pfähle hinreichend ausgetrocknet sind, so stellt man sie drey Tage lang zwey bis drey Fuß tief in frisches Kalkwasser, das ist ein solches Wasser, welches über frisch geblöhtem Kalk stehen bleibt, hernach löset man Vitriol in gemeinem Brunnen-, Regen- oder Flußwasser auf, ein Pfund Vitriol in 8 Pfund Wasser. Nachdem nun die Pfähle wieder aus dem Kalkwasser genommen und an der Sonne wohl getrocknet sind, werden sie mit diesem Vitriol-Wasser bestrichen. Das Pfund Vitriol kann kosten 30 kr.

### Drey Wünsche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beyammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust dahelst ist: Wenn man's gut hat, hat man's gerne besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele thörichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Lise auch nicht fehlte. Bald wünsch- ten sie des Schulzen Acker, bald des Wewens- wirths Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millio- nen bayerische Thaler kurz weg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Rüsse aufflopfen, und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als einer Etze lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosendust. Das Licht löschte aus,

aber ein Schimmer wie Morgenroth, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Welteln aus, und überzog alle Wände. Ueber so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fräulein mit wunderbarer süßereiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfey, Anna Frihe, die im kristallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut, und über siebenhundert dienbare Geister gebietet. Drey Wünsche dürft ihr thun; drey Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lauzet nicht übel. Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Duzend goldgestickten Kappen, seidnen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfey sie mit aufgehobenem Zelfgfiner warnte: „Acht Tage lang, sagte sie, habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und überlebt euch nicht. Das ist kein Fehler, dachte der Mann, und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosendust's zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Deldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum Voraus waren, und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Basgeläen; so waren sie jetzt doch recht übel dran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passiren, ehe sie es genug überlegt hätten. Nun sagte die Frau: Wir haben ja noch Zeit b's am Freytag.

Des andern Abends, während die Grundbirn zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beyde, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer besammeln, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünkeln an der ruhigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als sie aber die gerösteten Grundbirn aus der Pfanne auf das Plättlein anrichteten, und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten“, sagte sie in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken, und —

o weh, da war der erste Wunsch gethan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenroth und Rosendust untereinander durch das Kamin herab, und auf dem Grundbirn lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre“, sprach er in der ersten Ueberraschung, auch in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen in Mutterleib, und hing zu beyden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart.

Nun war die Noth der armen Eheleute erst recht groß. Drey Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einer solchen Rasenzierrath der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfey bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten, und Frau Lise wieder von der vermaledeyten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehn, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nemliche Hans und die nemliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Bergfey kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfey also kommen sollte, so sey nicht geizig, sondern wünsche

Numero Eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du

Numero Zwey wünschen sollst, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drey: um beständige Zuständigkeit und keine Reue.

Oder so:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hüffe nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu nutzen.

## Der Preussische Krieg.

Weil ich hoffe, dem Leser des rheinischen Hausfreundes das nächstemal viel Erseuliches vom Frieden zu sagen, so müssen wir diesmal auch etwas vom leibigen Krieg erwähnen. Denn ohne Krieg wird in der ganzen Welt kein Frieden geschlossen, und ein wohlgewogener Kalender soll seyn ein Spiegel der Welt.

Aber wir wollen kurz machen, und hoffen, die kriegsführenden Mächte machen es auch so.

In der ganzen Welt ist jetzt, so viel wir wissen, nur ein einziger Krieg. Aber was für einer? Einer, woraus man trost machen könnte.

Auf der einen Seite stehen die Preussen, die Russen, und so viel man jetzt noch weiß, die Schweden. England ist auch auf dieser Seite und hilft mit Geld aus.

Auf der andern Seite stehen die Franzosen, die Deutschen vom rheinischen Bund, Italien, Holland, Spanien, der Türck. Alle diese Mächte und Staaten von beyden Seiten haben jetzt Truppen im Feld und auf den Straßen. Von allen Enden und Orten her läuft's gegen Polen. Die Polen haben mit der Hauptsache nicht viel zu thun. Sie geben nur den Platz her und was dazu gehört, wie wir in den vorigen Kriegen auch, und helfen, in der Hoffnung, ihr Königreich wieder aufzurichten.

Kurz, ganz Europa ist im Krieg begriffen. Nur Oestreich nicht, die Schweiz nicht, Dänemark und Portugal nicht, der Pabst nicht. Die andern alle.

Dagegen hatten mit die Perser in Asien, weit hinter Jerusalem, ferker, ein paar afrikanische Mächte, und der Kaiser von Marokko und Fez, herwärts dem Mohrenland. Diese hatten es mit den Franzosen und mit dem rheinischen Bund ic.

Den Anfang dazu machte Preussen. Schon seit geraumer Zeit machten zwar beyde Theile, Franzosen und Preussen, solche Bewegungen, die nicht auf Frieden deuteten. Aber am 1ten October 1806 erging von Preussen an den Kaiser Napoleon ein Schreiben, welches unter andern die Forderung enthielt, derselbe solle sogleich alle seine Truppen aus Deutschland heraus und über den Rheln nach Frankreich führen. Das verstand der französische Kaiser nicht. In der nemlichen Zeit, in welcher seine Truppen nach der preussischen Meinung sollten dahelst seyn, standen sie, und noch viele dazu, an der preussischen Grenze, eine Heeresmacht der andern gegenüber. Am 14. October

war die Schlacht bey Jena. Durch diese Schlacht und ihre Folgen gieng die preussische Armee bis auf einen kleinen Ueberrest zu Grunde. Was nicht im Treffen selbst getödtet, verwundet oder gefangen wurde, oder unsofortlich aneinander gieng, ward versprengt, wüste nicht wo aus noch an, und wurde nach längern oder kürzern Marschen eingeholt, und mit oder ohne Widerstand gefangen. Die starke Festung Magdeburg und andere feste Plätze fielen dem Sieger in die Hände. Ein großer Theil der preussischen Monarchie stand ihm offen und wurde von ihm besetzt. Am 24. Okt. 1806 Napoleon in die preussische Haupt- und Residenz-Stadt Berlin ein.

Zum Andenken seines Sieges nahm er dort den Degen, mit welchem der König Friedrich einst kommandirt und seinen Ruhm erworben hatte, in Empfang, und schickte ihn nach Paris. Der alte, von allen europäischen Mächten anerkannte Ruhm der preussischen Waffen ist für jetzt dahin. Kein Mensch schlägt mehr mit der Hand auf die Brust, wirft den Kopf in die Höhe, und sagt: Ich bin ein Preusse!

Man wußte es anfänglich gar nicht zu begreifen, wie eine so zahlreiche, ehemals so tapfere und seit langen Zeiten berühmte Kriegsmacht an den Grenzen ihres eigenen Landes, unter den Augen ihres edeln Königs, von einem fremden, weit hergekommenen Heer schon am 5ten Tag nach dem Ausbruch des Krieges so geschlagen werden, auseinander laufen und sich verlieren konnte. Allein die jetzigen Preussen waren nicht mehr die alten. Sie verließen sich auf den Ruhm ihrer Vorfahren, aber sie hatten nicht mehr ihren Anführer und ihre Eigenschaften. Es fehlte an zweckmäßigen Anstalten zum Krieg und Vorbereitungen zur Schlacht. Die Soldaten hatten schon drey Tage lang kein Brod, und der Hunger ist zwar nach dem alten Sprichwort ein guter Koch, aber ein gar schlechter Zeit-Kamerad, Mistrecker und Bundesgenosse. Doch, es mußte alles zum Unglück heißen. Kaiser Napoleon bot dem König noch den Tag vor der Schlacht in einem eigenhändigen Brief den Frieden an. Der Brief wurde dem König erst nach der Schlacht übergeben, als es zu spät war.

Der ganze Krieg schien 5 Tage nach dem Ausbruch geendigt zu seyn, und es ist jammerschade, daß es nicht dabey blieb. Erstlich weiß viel gutes liebes Menschendint und Leben wäre geschont worden. Zweitens, weil man wohl einen 7jährigen Krieg hat und einen 30jährigen, aber noch keinen ständigen.

Allein eine russische Armee war den Preussen zu Hülfe auf dem Namarsch. Der unglückliche König zog sich mit dem Rest seiner Truppen zu ihnen zurück. Aber Kaiser Napoleon bleibt nicht auf dem halben Wege stehen. Er zieht dem neuen Feind entgegen, und so spielt sich der Krieg aus Deutschland nach Polen. Auch hier wurde noch, bis Jahrszeit und Bitterung Stillstand geboten, viel Blut vergossen bey Pultask, bey Dsirolenga und bey Eylau.

Unterdessen und während der Waffenruhe des Winters und Frühljahrs wurde in preussisch Schlessen eine Stadt nach der andern belagert und weggenommen. Langen Widerstand leistete auf einer andern Seite die große und berühmte Stadt und Festung Danzig. Französische, Badische und Polnische Truppen setzten ihr zu. Den 24. May hat sie capitulirt. Noch stehen die Schweden herwärts dem Kriegs-Theater in Stralsund. Doch schlossen sie nach einer misslungenen Unternehmung elwen Waffenstillstand mit dem Feind. So stand die Sache, und so lauteten die Nachrichten bis zum 5ten Juny 1807, als der Hofbuchdrucker Spreyning sagte, jetzt sey es Zeit, den Kalender zu drucken.

Mögen alle in diesen Krieg verwickelten Mächte dem schwedischen Beispiel folgen, und dann bald zu einem langen geächtlichen Frieden sich die Hände bieten!

### Eine merkwürdige Abbitte.

Das ist merkwürdig, daß an einem schlechten Menschen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch solchen nur ärger geschimpft ist.

Zwey Männer saßen in einem benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirthshaus. Aber der eine von ihnen hatte bösen Kenmund wegen allerley, und sah ihn und den Iltis niemand gern auf seinem Hof. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwist im Wirthshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, so sagte er zu ihm: du schlechter Kerl! — Damit kann einer zufrieden seyn, wenn ers ist, und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch, und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: du Spitzhub! du Gelddieb! — Damit war er noch nicht zufrieden, sondern gieng vor den Richter. Da war nun freylich derjenige,

welcher geschimpft hatte, übel dran. Zeugen wußt' er nicht, beweisen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keine Zeugen hatte, sondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spitzhub geheißen habe, und ihm Abbitte thun, und dachte bey sich selber: theurer Wein! Als er aber die Strafe erlegt hatte, so sagte er: „Also einen Gulden kostet es, Gestrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen Spitzhuben nennt? Was kostet's denn, wenn man einmal in der Vergesslichkeit oder sonst zu einem Spitzhuben sagt: Ehrlicher Mann!“ Der Richter lächelte und sagte: Das kostet nichts, und damit ist niemand geschimpft. Hierauf wendete sich der Beklagte zu dem Kläger um, und sagte: „Es ist mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adies, ehrlicher Mann!“ Als der erdoste Gegner das hörte, und wohl merkte wie es gemeint war, wollte er noch einmal ansaugen, und hielt sich jetzt sehr ärger beleidigt, als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm: Er könne jetzt zufrieden seyn.

### Der große Sanhedrin zu Paris.

Daß die Juden seit der Zerstörung Jerusalems, das heißt, seit mehr als 1700 Jahren, ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht auf der ganzen Erde in der Erstrennung leben, daß die meisten von ihnen, ohne selber etwas Nützliches zu arbeiten, sich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren, daß sie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, mißhandelt und verfolgt werden, ist Gott bekannt und leid. — Mancher sagt daher im Unverstand: Man sollte sie alle aus dem Lande jagen. Ein Anderer sagt im Verstand: Man sollte arbeitsame und nützliche Menschen aus ihnen machen, und sie alsdann behalten.

Der Anfang dazu ist gemacht. Merkwürdig für die Gegenwart und für die Zukunft ist dasjenige, was der große Kaiser Napoleon wegen der Judenthast in Frankreich und dem Königreich Italien verordnet und veranstaltet hat.

Schon in der Revolution bekamen alle Juden, die in Frankreich wohnen, das französische Bürgerrecht, und man sagte frisch weg: Bürger Aaron, Bürger Levi, Bürger Rabbi, und gab sich brüderlich die Hand. Aber was wußt da herauskommen? Der christliche Bürger hat

ein anderes Gesetz und Recht, so hat der jüdische Bürger auch ein anderes Gesetz und Recht, und will nicht haben Gemeinschaft mit den Goyim. Aber zweyerley Gesetz und Willen in Einer Bürgerschaft thut gut, wie ein brausender Strudel in einem Strom. Da will Wasser auf, da will Wasser ab, und eine Mühle, die darinn steht, wird nicht viel Mehl mahlen.

Das sah der große Kaiser Napoleon wohl ein, und im Jahr 1806, ehe er antrat die große Reise nach Jena, Berlin, und Warschau, und Eplau, ließ er schreiben an die ganze Jüdische Gesellschaft in Frankreich, daß sie ihm sollte schicken aus ihrer Mitte verständige und gelehrte Männer aus allen Departementern des Kaiserthums. Da war nun jedermann in großem Wunder, was das werden sollte, und der Eine sagte das, der Andere jenes, z. B. der Kaiser wollte die Juden wieder bringen in ihre alte Heimath am großen Berg Libanon an dem Bach Egypti und am Meer.

Als aber die Abgeordneten und Rabbiner aus allen Departementern, worinn Juden wohnen, besamment waren, ließ bald der Kaiser ihnen gewisse Fragen vorlegen, die sie sollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Gesetz, und war daraus zu sehen, es sey die Rede nicht vom Fortschicken, sondern vom Dableiben, und von einer festen Verbindung der Juden mit den andern Bürgern in Frankreich und in dem Königreich Italien. Denn alle diese Fragen giengen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worinn er lebt, nach seinem Glauben könne ansehen und lieben als sein Vaterland, und die andern Bürger desselben als seine Mitbürger, und die bürgerlichen Gesetze desselben halten.

Das war nun fast sozig, und wie es anfänglich schien, war nicht gut sagen: Ja, und war nicht gut sagen: Nein.

Alein die Abgeordneten sagen, daß der Geist der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüther, und sie erhielten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaisers.

Darum formirte die jüdische Versammlung aus sich, zum unerhörten Wunder unsrer Zeit, den großen Sanhedrin. Denn der große Sanhedrin ist nicht ein großer Jude zu Paris, wie der Riese Goliath, so aber ein Philister war, sondern — Sanhedrin, was wird verdommelt eine Versammlung, und wurde vor alten alten Zeiten also genannt, der hohe Rath zu Jerusalem, so bestand aus 71 Rathsherren, die wurden für die verständig-

sten und weisesten Männer gehalten, ein ganzes Volk, und wie diese das Gesetz erklärten so war es recht, und mußte gelten in ganz Israel.

Einen solchen Rath setzten die Abgeordneten der Jüdische Gesellschaft wieder ein und sagen, es sey seit 1500 Jahren kein großer Sanhedrin gewesen, als dieser unter dem Schutz des erhabenen Kaisers Napoleon.

Dies ist der Inhalt der Gesetze, die der große Sanhedrin aussprach zu Paris im Jahr 5567 nach Erschaffung der Welt im Monat Adar desselbigen Jahres am 22ten Tag des Monats.

1) Die jüdische Ehe soll bestehen aus Einem Manne und Einer Frau. Kein Israelite darf zu gleicher Zeit mehr haben, als Eine Frau.

2) Kein Rabbiner darf die Scheidung einer Ehe aussprechen, es sey dann, die weltliche Obrigkeit habe zuvor gesprochen, die Ehe sey nach dem bürgerlichen Gesetz aufgelöst.

3) Kein Rabbiner darf die Bekräftigung einer Ehe aussprechen, es sey dann, daß die Verlobten von der weltlichen Obrigkeit einen Trauschein haben.

Aber ein Jude darf eine Christentochter heyrathen, und ein Christ eine jüdische Tochter. Solches hat nichts zu sagen.

4) Denn der große Sanhedrin erkennt, die Christen und die Juden seyen Brüder, weil sie Einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erschaffen hat, und befehlt daher, der Israelite soll mit dem Franzosen und Italiener und mit den Unterthanen jedes Landes, in welchem sie wohnen, so leben, als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn sie denselben einigen Gott anerkennen und verehren.

5) Der Israelite soll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächsten, wie sie beschriben ist im Gesetz Moses, ausüben, eben so gegen die Christen, weil sie seine Brüder sind, als gegen seine eigene Glaubensgenossen, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien.

6) Der große Sanhedrin erkennt das Land, worinn ein Israelite geboren und erzogen ist, oder wo er sich niedergelassen hat, und den Schutz der Gesetze genießt, sey sein Vaterland, und befehlt daher allen Israeliten in Frankreich und in dem Königreich Italien, solches Land als ihr Vaterland anzusehen, ihm zu dienen, es zu vertheidigen &c.

Der jüdische Soldat ist in solchem Stand von den Ceremonien frey, die damit nicht verträglich sind.

7) Der große Sanhedrin befehlt allen Israeliten, der Jugend Liebe zur Arbeit einzufößen, sie

ste zu nützlichen Künsten und Handwerkern anzuhalten, und ermahnt sie, liegende Gründe anzukaufen, und allen Beschäftigungen zu entsagen, wodurch sie in den Augen ihrer Mitbürger könnten verhaßt oder verächtlich werden.

8) Kein Israelite darf von dem Geld, welches ein Israelitischer Hausvater in der Noth von ihm geliehen hat, Zins nehmen. Es ist ein Werk der Liebe; aber ein Capital, das auf Gewinn in den Handel gesteckt wird, ist verzinnsbar.

9) Das nemliche gilt auch gegen die Mitbürger anderer Religionen. Aller Wucher ist gänzlich verboten, in und ausser Frankreich und dem Königreich Italien, nicht nur gegen Glaubensgenossen und Mitbürger, sondern auch gegen Fremde.

Diese neun Artikel sind publicirt worden den 2ten März 1807, und unterschrieben von dem Vorsteher des großen Sanhedrin, Rabbi d. Singheim von Strasburg und andern hohen Rathsherren.

### Der schlaue Pilgrim.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Naderborn, und laufe geraden Wegs zum heil. Grab nach Jerusalem, fragte schon in Mühlheim an der Post: Wie weit ist es noch nach Jerusalem? Und wenn man ihm sagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen ist es eine Viertelstunde näher, so aleng er, um auf dem langen Weg eine Viertelstunde zu ersparen, über Mauchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vortheil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Bazen zu ersparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Bazen sind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur einmal an 5 Stunden weis eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen — Rechnet selber aus, wie viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so, sondern weil er nur dem Müßiggang und guten Essen nachzog, so war es ihm einerley, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verlieren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr brinn bekommt, als er unterwegs an den Solden zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, so bald

als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser sehen, und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim seyn soll, mit gemelner Nahrung die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen als nahrhafte Kieselstein-Suppen. Wenn er nemlich irgendwo so ein braves Wirthshaus an der Straße stehen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krohingen, oder den Baselstab in Schlingen, so gieng er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Wasser-Süpplein von Kieselsteinen, um Gotteswillen, Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirthin zu ihm sagte: „Frommer Pilgram, die Kieselsteine könnten euch hart im Magen liegen!“ so sagte er: Eben deswegen! die Kieselsteine halten länger an, als Brod, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheren wolt, um Gotteswillen, so könnt ichs freylich besser verdauen. Wenn aber die Wirthin sagte: „Aber, frommer Pilgram, eine solche Suppe kann euch doch unmöglich Kraft geben!“ So antwortete er: Ey, wenn ihr anstatt des Wassers woltet Fleischbrühe dazu nehmen, um Gotteswillen, so wärs freylich nahrhafter. Brachte nun die Wirthin eine solche Suppe, und sagte: „Die Tünklein sind doch nicht so gar weich worden,“ so sagte er: Ja, und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemäs darein, oder ein Stücklein Fleisch, oder beydes, um Gotteswillen? Wenn ihr nun die mitleidige Wirthin auch noch Gemäs und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: „Vergelst euch Gott! Gebt mir jetzt Brod, so will ich die Suppe essen.“ Hierauf streifte er die Ermel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich, und grif an das Werk mit Freuden, und wenn er Brod und Wein und Fleisch und Gemäs und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Fafer und Tropfen, so wischte er den Mund am Tischtuch oder an dem Ermel ab, oder auch gar nicht, und sagte: „Frau Wirthin, eure Suppe hat mich rechtschaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schad dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Ascalon, oder eine Rose von Jericho.“

Carlsruher Kalender 1808.

(E)



## Untreue schlägt den elgenen Herrn.

(Siehe die nebenstehende Vorstellung.)

Als in dem Krieg zwischen Frankreich und Preussen ein Theil der französischen Armee nach Schlessen einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabey, und ein bairischer oder württembergischer Offizier wurde zu einem Edelmann einquartirt, und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hiengen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bey diesem Mann gewesen und freundlich behandelt worden war, verlanate er einmal von seinem Hauswirth, daß er ihm eins von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirth sagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frey, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordert Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nichts desto lieber, und er hätte ihm gern das Kostbarste dafür gelassen. Mein Herr Obrist! (so sprach er mit sichtbarer Unruhe) warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache werth ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort. Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirth immer mehr und mehr in Angst gerieth, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. Was soll das seyn? sprach der Offizier, wie erzählt, zu seinem todtblasen Wirth, that einen Stoß, und auf einmal fielen ein Paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war. Der gute Mann hielt nun freylich sein Eigenthum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine nachsichtige Theilung ohne Inventarium und ohne Commissarius vornehmen werde, ergab sich gedultig darein, und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der

Mauer verborgen war. Der Offizier erwiderte: Ich werde den Entdecker sogleich belohnen lassen; dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin; und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben — den Mauermeister selber, den nemlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spilgubensstreichen, die der Teufel auf ein Sündensregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue, und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen! Oft gerade das nemliche, was man um der Schläge, oder um des Zuchthauses willen thut, oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spilgub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen, und ihm von frischer Hand 100, sage hundert Prügel baar anbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbefristet sein Eiaenthum zurück. — Das wollen wir vendes gut heißen, und wünschen, daß jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast, und jedem Verräther eine solche Belohnung zu Theil werden möge.

## Fünftes Räthsel.

Dem Knaben bin ich oft zum Spielen gut;  
Dem Jorntigen dien' ich zur Kühlung seiner Wuth;  
Den Angegriffnen kann ich schätzen,  
Den müden Greisen unterstützen.

## Mittel zu einem ehrlichen Auskommen.

Goldmacherey und Lotterie,  
Nach reichen Weibern streuen  
Und Schätze graben, segnet nie;  
Wird Manchen noch gereuen.  
Mein Sprüchlein heißt: „Auf Gott vertrau!  
Arbeite brav und leb genau.“

(E 2)

## Jakob Hummel.

Jakob Hummel, eines armen Bauern Sohn von Bönenschwyl im Schweizer-Canton Argau, kann jedem seines gleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beispiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es Ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz allen Hindernissen, am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hülfe erreichen kann.

Jakob Hummel wünschte von früher Jugend an ein Thierarzt zu werden, um in diesem Beruf seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein Dichten und Trachten Tag und Nacht.

Sein Vater gab ihn daher in seinem zöten Jahr einem sogenannten Vieh-Doktor von Mammenthal in die Lehre, der aber kein geschickter Mann war.

Bei diesem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief, und wußte alles was sein Meister wußte, nemlich Tränkelein und Salben kochen, auch Pflaster kneten für den bösen Wind, sonst nichts — und das war nicht viel.

Ich weiß Einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hätte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht, zu Pflaster geschrieben drauf und dran für den bösen Wind, das Geld dafür genommen und selber gemeint, er sey's.

Jakob Hummel nicht also. Er gieng zu einem andern Viehdoktor in Oberoltern im Emmenthal noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein Jahr bey ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief, und wußte abermal — Nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst selber nicht verstand, keine Kenntniß hatte von der innern Beschaffenheit eines Thieres im gesunden und kranken Zustand, und von der Natur der Arzneymittel.

Ich weiß Einen, der hätte jetzt bleiben lassen, wär eben wieder heimgekommen wie er fortgegangen, und hätte sich mit Andern getrüßet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Fast sah es mit unserm armen Jakob Hummel eben so aus. Mit bösen Windsalben war wenig Geld, noch weniger Credit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Hummel wurde gemeiner Tagelöhner, gieng in armseliger Kleidung umher, ohne Geld und ohne Rath, und dennoch hatte er noch immer

den Thierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im sehnsüchtvollsten Verlangen. Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter bey Herrn Ringler im Klösterli zu Zofingen. Bey diesem Herrn war er drey Jahre, bekam einen guten Lohn, und wurde gütig behandelt, wie ein Kind.

Ich weiß Einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn mißbraucht, wäre weisserlos worden, den Lohn hätten bekommen der Wirth und der Spielmann.

Aber Jakob Hummel mußte mit seinem Verdienst etwas besseres anzufangen. Oft wann er bey dem Essen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken, diese Sprache auch zu lernen. Vermuthlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter zu seinem Zweck zu kommen, noch ein geschickter und braver Thierarzt zu werden. Er gieng mit seinem zusammengesparten Verdienst nach Nyon in die Schulanstalt des Herrn Sney, und lernte so viel, als in 9 Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrath verzehret, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdienen würde.

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er. Er gieng zu Herrn Landvogt Bucher in Willdenstein als Kammerdiener in Diensten, erwarb sich bey diesem und nachher bey einem andern Herrn wieder etwas Geld, und besand sich im Jahr 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Bönenschwyl, und trieb mit seinem erworbenen Geld einen kleinen Kornhandel nach Zürich, der recht gut von Statten gieng, und seine Baarschaft nach Wunsch vermehrte. Jetzt war er im Begriff, ins Auesland zu gehen, und von dem ehlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtschaffen zu studiren. Da wurde ein Corps von 18,000 Mann helvetischer Hülfstruppen errichtet. Die Gemeinde Bönenschwyl mußte 8 Mann stellen. Die jungen Bursche müssen spielen, den guten Jakob Hummel trifft das Loos, Soldat zu werden.

Ich weiß Einen, der hätte gedacht: die Welt ist groß, und der Weg ist offen; wär mit seiner kleinen Baarschaft zum Teufel gangen, und hätte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, wo sie statt seiner den 8ten Mann nehmen wollten.

Aber Jakob Hummel liebt sein Vaterland, und ist ein ehrliches Blut. Er stellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf seine Ko-

sten unterhalten mußte. Das Beste von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, gieng zu seinem unfäglichen Schmerzen drauf, und er dachte: Jetzt habe ich hohe Zeit, sonst ist's Mathä am letzten. Mit diesem Gedanken nahm er den Rest seiner Habhaft in die Tasche, einen Strecken in die Hand, und lief eines Ganges, ohne sich umzusehen, nach Carlsruhe, und als er auf der Wälsburger Straße zwischen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er, Gottlob! und Gott wird mir helfen.

Guter Jakob Hummel, Gott hilft jedem, der sich wie du von Gott will helfen lassen, und du hast es erfahren.

In Carlsruhe ist nämlich eine öffentliche Anstalt zum Unterricht in der Thierarzneykunst. Die Lehrstunden werden unentgeltlich erteilt. Die sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe, ihre Lehrlinge gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Thierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Beruf vorbereitet und gebildet.

Hier war nun Hummel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Thier mit andern Augen anschauen als in Mummenthal und Emmenthal, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und bösen Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin, oder im Wirthshaus zur Stadt Strassburg, oder in Klein-Carlruhe im Wilhelm Tell zu sehen, ob er gleich sein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz, oder zu Wälsburg im Napfen, sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, so machte ihn das am Abend vergnügter, als der Japsenreich mit der schönsten türkischen Musik; zumal wenn ihn bey derselben sein Kostgänger einfiel bey den helvetischen Hüfstruppen.

Endlich kehrte er als ein angelegener Thierarzt, mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer aus Carlsruhe, freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrath in dem Canton Argau geprüft, legte zu Jedermanns Erkennen und Freude die weitläufigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren das Patent auf seine Kunst — und ist nun nach allen ausgestandenen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten

am schönen Ziel seiner lebenslänglichen Wünsche, einer der geschicktesten und angesehensten Thierärzte in dem ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiß ich Bier, die denken: Wenn solcher Muth und Ernst dazu gehöre, etwas Braves zu lernen, so ist's kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen.

Weißt du was? Nimm Gott zu Hülf, und probire es noch!

### Zahlreiche Mordthaten.

Die Stadt Neapel ist die Hauptstadt des Königreichs Neapel; und der Theil des Landes, worinn dieselbe steht, heißt Terra di Lavoro. Obgleich diese Stadt noch nicht die größte in der Welt ist, so hat sie doch gegen viermalhunderttausend Einwohner, von welchen der zehnte Theil ohne Dach und Fach, ohne eigenen Stuhl oder Tisch, Tag und Nacht Jahr aus und ein auf den Straßen lebt und schläft. In dieser Stadt und in der umliegenden Landschaft Terra di Lavoro wurden vor hundert Jahren jährlich ungefähr 70 Mordthaten begangen, im ganzen Königreich aber 230. So schrecklich dieses ist, so ist es noch nicht das höchste. Nein, das Uebel stieg von Jahr zu Jahr so fürchterlich, daß sich im Jahr 1780 die Zahl aller Mordthaten im ganzen Königreich schon auf 1200 belief. Im Jahr 1805 aber wurden in der Stadt allein 1522 Mordthaten und andere Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit verübt. Man sollte meynen, ein solcher Ort könne nur im wilden blinden Heidenthum liegen; aber er liegt in einer der schönsten Gegenden von Europa, und hat 71 Kirchen. Im Jahr 1806 aber, seitdem das Reich eine andere Regierung hat, hat sich die Summe solcher Verbrechen in der Hauptstadt doch schon wieder bis auf 617 vermindert. So etwas muß man lesen oder hören, damit man doch einsehen lernt, wie viel der Schutz einer guten Obrigkeit, und weise Befehle, Ruhe und Ordnung in einem Lande werth seyen.

### Sechstes Räthsel.

Niel nutzen kann ich euch in eurem ganzen Leben.  
Doch wer mich neunmal will, der muß mich einmal geben.



2  
et  
fa  
B  
de  
fr  
p  
de  
ge  
n  
gl  
de  
de  
in  
ge  
n  
D  
a  
m  
fe  
E  
ra  
y  
ib  
et  
K  
ih  
2  
a  
n  
K  
in  
ih  
ge  
P  
n  
K  
m  
D  
E  
  
fi  
li  
II  
n

## Franz Ignaz Karocki.

(Siehe die nebenstehende Abbildung.)

Man erfährt doch durch den Krieg allerley, unter vielem Schlimmen auch manchmal etwas Gutes, und es heißt da wohl: Die Berge kommen nicht zusammen, aber die Leute. So wird wohl zum Beispiel ein Polak, Namens Franz Ignaz Karocki, im Jahr 1707 auch nicht daran gedacht haben, daß nach 100 Jahren der französische Kaiser Napoleon noch zu ihm nach Polen kommen, und ihm ein sorgenfreyes Alter verschaffen werde; und doch ist's geschehen in den ersten Wochen des Jahrs 1807. Er ist geboren im Jahr 1690 (Tausend sechshundert und neunzig), und lebt noch, und ich will glauben, daß er in seiner Jugend sich nicht oft betrunken und nicht ausschweifend gelebt habe, denn er hat in seinem hundert siebenzehnten Lebensjahr noch kein Gebrechen, ob er gleich in seiner Jugend Kriegsdienste that, als Gefangener von den Russen nach Sibirien geführt wurde, und nachher auch nicht lauter gute Tage hatte. Diesem Mann hat es in 117 Jahren manchmal auf den Hut geschneit, und er kann wohl von manchem Grabe sagen, wer darinn liegt. In seinem 70sten Jahr, wenn Andere bald an's Sterben denken, hat er zum erstenmal geherrathet, und vier Kinder gezeugt. Im 80sten Jahr nahm er die zweyte Frau und zeugte mit ihr 5 Kinder. Aber von allen ist nur noch ein Sohn aus der ersten Ehe am Leben. Der König von Preussen ließ diesem polnischen Methusalem bisher alle Monate ein Gehalt von 24 polnischen Gulden bezahlen. Das ist doch auch schön. Ein polnischer Gulden aber beträgt nach deutschem Geld ungefähr 15 kr. Als nun Kaiser Napoleon in seinem siegreichen Feldzug in die Gegend seiner Heimath kam, wünschte ihn der alte Mann auch noch zu sehen. Es geschah, und er überreichte ihm ein sehr artiges Bittschreiben, welches er noch selber mit eigener Hand recht leserlich geschrieben hatte. Der Kaiser nahm es mit Wohlgefallen auf, und machte ihm ein schönes Geschenk von hundert Napoleonsd'or. Ein Napoleonsd'or ist eine Goldmünze von 9 fl. 18 kr. unseres Geldes.

Auf nebenstehender Figur sieht man

- 1) den alten Karocki an seinem Stab. Er sieht noch recht gut aus für sein Alter.
- 2) Seinen einzigen Sohn, der ihn mit kindlicher Liebe begleitet.
- 3) Den Kaiser Napoleon, der ihn freundlich ansieht und ihm das Schreiben abnimmt, nebst einem General und einem Adjutanten.

4) Einige Polacken und Soldaten, die den alten Mann neugierig betrachten. Mancher von ihnen, der selber schon einen engen Athem hat, und mehr Leid erfahren, als ihm lieb ist, der denkt: So alt möchte ich nicht werden. Ein junges Blut daneben denkt so: Das möchte ich auch in hundert Jahren (Anno 1907) meinen Enkeln noch erzählen können. Aber der klügste zwischen beyden sagt:

„Froher Muth, gutes Blut!  
„Leb', so lang es Gott gefällt,  
„Fromm und redlich in der Welt.“

## Der fechtende Handwerksbursche in Anklam.

Im August des Jahrs 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubenthüre, und bat um einen Zehrpennig ganz fleißig. Als kein Mensch sehen ließ noch rührte, öffnete er leise die Thüre und gieng hinein. Als er aber eine arme und kranke Wittwe erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so gieng er wieder hinaus.

Lieber Leser, denke nicht, der hats lassen drauf ankommen, ob jemand in der Stube ist, hat seinen Zehrpennig selber wollen nehmen. Sonst mußt du dich schämen, und in deinem Herzen einem edeln Menschen Abbitte thun. Denn der Handwerksbursche kam nach ungefähr 5 Stunden wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott! ich kann euch ja nichts geben. Ich selbst lebe von anderer Menschen Milde, und bin jetzt krank.“ Allein der edle Jüngling dachte bey sich selber: „Eben deswegen.“ Anständig und freundlich trat er bis vor den Tisch, legte aus beyden Taschen viel Brod darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Art gesammelte kleine Geldstücke. „Das ist für Euch, arme kranke Frau, sagte er mit sanftem Lächeln, gieng wieder fort, und zog leise die Stubenthüre zu.

Die Frau war die Wittwe eines ehemaligen braven Unteroffiziers, Namens Laroque, bey dem preussischen Regiment von Schönfeld.

Den Namen des frommen Jünglings aber hat ein Engel im Himmel für ein andermal aufgeschrieben. Ich kann nicht sagen, wie er heißt.

## Mißverständnis.

Bekanntlich klagte einst ein alter Schulz von Waffelnheim seiner Frau, daß ihn sein Französisch fast unter den Boden bringe. Er sollte nämlich einem französischen Soldaten, der ausgerissen war, den Weg zeigen, verstand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt, und bekam für die beste Meynung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Lindant. Andern sah ein Wegweiser an der Würtembergischen Gränze die Sache an. Er sollte nämlich im letzten Kriege einem Zug Franzosen den Weg über das Gebirg zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache, als Oui, welches so viel heißt als Ja, und Bougre, welches ein Schimpf-Name ist. Diese zwey Worte hatte er oft gehört, und lernte sie nachsagen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Anfänglich gieng alles gut, so lange die Franzosen nur unter sich sprachen, und ihn mit seiner Laterne und drey oder vier Tornistern, die sie ihm angehängt hatten, voraus oder neben her gehen ließen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn sie etwas zu lachen hatten, so fragte ihn Einer französisch: ob er auch verstände was sie miteinander redeten? Er hätte herzlich sagen dürfen: Nein! Aber eben, weil er es nicht verstand, so kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all sein Französisch zusammen, und antwortete: Oui Bougre, (Ja Keger!) Mit einem ehlenlangen französischen Fluche riß der Soldat den Säbel aus der Scheide, und ließ ihm denselben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbeyschleifen. „Wie? sagte er, du willst einen französischen Soldaten schimpfen?“ Oui Bougre! war die Antwort. Die Andern hatten die höchste Zeit, dem erbosten Cameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiser, ohne welchen sie in der finstern Nacht nicht konnten weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf spaltete; doch gaben sie ihm mit manchem Fluch und Flintenstoß rechts und links zu verstehen, wie es gemeint sey, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt wolle manierlicher seyn. Oui Bougre, war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerschlagen, und alle seine Bitten um Verzeihung und alle seine Bitten um Schonung legte er ihnen mit lauter Oui Bougre, aus Herz. Endlich kamen sie auf die Vermuthung, er sey verrückt; (denn daß er französisch verstehe, hatte er bejaht.) Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, jagten diesen fort, und er erwiderte

den Abschied des Einen, daß er sich zum Hensler packen sollte, richtig mit Oui Bougre. Als er aber so bald wieder nach Haus kam, und sich seine Fran verwunderte, die ihn erst auf den andern Mittag wieder erwarten konnte, so erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, so daß es ihm fast sey zu arg worden, und wie sie hernach auf dem Zirnhauser Hof einen Andern genommen, und ihn wieder heimgeschickt hätten. Die Franzosen (setzte er trennberzig hinzu) sind nicht so schlimm als man meynt, wenn man nur mit ihnen reden kann.

## Brodlose Kunst.

In der Stadt Achen ist eine Fabrike, in welcher nichts als Nähradeln gemacht werden. Das ist keine brodlose Kunst. Denn es werden in jeder Woche zweyhundert Pfund Nadeln verfertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund geben, facit: Eine Wistlon, und der Meister Schneider und die Näherin und jede Hausmutter weiß wohl, wie viel man für einen Kreuzer bekommt, und es ist nicht schwer, auszurechnen, wieviel Geld an den Aachener Nadeln in der Fabrike selbst und durch den Handel jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maschinen, und die meisten Arbeiter sind Kinder von 8 — 10 Jahren.

Ein Fremder beschäftigte einst diese Arbeiter, und wunderte sich, daß es möglich sey, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch feinem Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der allerfeinste, fast unsichtbare Faden kann gezogen werden.

Aber ein Mägdelein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln ein Loch dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um, und zog es durch die Oeffnung zu einer ortion Schleife, oder wie mans sonst nennt, Schlupf oder Petsch.

Das war so brodlos eben auch nicht. Denn das Mägdelein bot dieses künstlich geschlungene Haar dem Fremden zu an Andenken und bekam dafür ein artiges Geschenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen seyn. Solch ein kleiner Nebenverdienst ist einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während ehrliche Eltern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brod mit Ehren verdienen, und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Tagelöhner

durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelöhr kleine Linsen zu werfen. Das war eine drohlose Kunst. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linsensübungs unter anderm nach Rom kam, ließ er sich auch vor dem Papst sehen, der sonst ein großer Freund von seltsamen Künsten war, hoffte ein hübsches Stück Geld von ihm zu bekommen, und machte schon ein paar wunderfremdliche Nagen, als der Schachmeister des heiligen Vaters mit einem Säcklein auf ihn zuging, und blickte sich entsetzlich tief, als ihm der Schachmeister das ganze Säcklein anbot.

Allein was war darinn? Ein halber Becher Linsen, die ihm der weiße Papst, zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes, übermachen ließ, damit er sich in seiner Kunst noch ferner üben und immer größere Fortschritte darinn machen könne.

### Glück und Unglück.

Auf eine so sonderbare Weise ist Glück im Unglück, und Unglück im Glück noch selten besaunnen gewesen, wie in dem Schicksal zweyer Matrosen in dem letzten Seekrieg zwischen den Russen und Türken. Denn in einer Seeschlacht, als es sehr hitzig zuging, die Kugeln sausten, die Bretter und Maßbäume krachten, die Feuerbrände flogen, da und dort brach auf einem Schiff die Flamme aus und konnte nicht gelöscht werden. Es muß schrecklich seyn, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tod in's Wasser entgegen zu springen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unsern zwey russischen Matrosen wurde diese Wahl erspart. Ihr Schiff fieng Feuer in der Pulverkammer, und flog mit entsetzlichem Krachen in die Luft. Beyde Matrosen wurden mit in die Höhe geschleudert, wirbelten unter sich und über sich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder ins Meer hinab, und waren noch lebendig und unbeschädigt, und das war ein Glück. Allein die Türken fuhren jetzt wie Drachen auf sie heraus, zogen sie wie nasse Mäuse aus dem Wasser, und brachten sie in ein Schiff; und weil es Feinde waren, so war der Willkomm kurz. Man fragte sie nicht lange, ob sie vor ihrer Abreise von der russischen Flotte schon zu Mittag gegessen hätten oder nicht, sondern man legte sie in den untersten feuchten und dunkeln Theil des Schiffes an Ketten, und das war kein Glück. Unterdessen sausten die Kugeln

fort, die Bretter und Maßbäume krachten, die Feuerbrände flogen, und waf! sprang auch das türkische Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tausend Trümmern in die Luft. Die Matrosen flogen mit, kamen wieder neben der russischen Flotte ins Wasser herab, wurden eilig von ihren Freunden hineingezogen, und waren noch lebendig, und das war ein großes Glück. Allein für diese wiedererhaltene Freiheit und für das zum zweytenmal gerettete Leben, mußten diese guten Leute doch ein theures Opfer geben, nemlich die Beine. Diese Glieder wurden ihnen bey dem Losschneellen von den Ketten, als das türkische Schiff ausfuhr, theils gebrochen, theils jämmerlich zerrissen, und mußten ihnen, sobald die Schiack vorbey war, unter dem Arme weg abgenommen werden, und das war wieder ein großes Unglück. Doch hielten beyde die Operation aus, und lebten in diesem Zustande noch einige Jahre. Endlich starb doch einer nach dem andern, und das war nach allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmste.

Diese Geschichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beyde Matrosen ohne Beine selber gesehen, und die Erzählung davon aus ihrem eigenen Munde gehört hat.

### Text für ein zufriednes Leben.

Gestehle, was dir Gott beschieden,  
Entbehre gern, was du nicht hast:  
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,  
Ein jeder Stand hat seine Last.

### Auflösung der Räthsel.

Das erste Räthsel findet man aufgelöst in der Erzählung: Schlechter Gewinn, in der 3ten und 4ten Zelle.

Das zweyte in der Erzählung: Untreue schlägt den eigenen Herrn, auf der zweyten halben Seite in der 18ten Zelle.

Das dritte in der Erzählung: Sonderbare Birthszeche, in der 34ten Zelle.

Das vierte ebendasselbst in der 57ten Zelle.

Das fünfte in der Erzählung: Franz Ignaz Karockl, in der 46ten Zelle.

Das Sechste ebenfalls in der Erzählung: Schlechter Gewinn, in der 16ten Zelle.

(E bis)

Carlsruher Kalender 1808.



## Der Commandant und die Badischen Jäger in Hersfeld.

(Siehe die nebenstehende Abbildung.)

Folgende Begebenheit verdient, daß sie im Andenken bleibe; und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

Im verfloffenen Winter, als die französische Armee und ein großer Theil der bundsgenössischen Truppen in Polen und Preussen stand, befand sich ein Theil des Badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzugs eingenommen, und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von Seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel, als das Neue, mancherley Unordnungen, und es wurden besonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt, und unter andern ein französischer Offizier getödtet. Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angesicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen, und ein kleiner Funke sich zu einer großen Feuersbrunst entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Ursache, ihre unüberleate Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern, und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken, und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat; und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Muth war, als sie die Schreckenspost vernahmen; und der arme Mann, dem sein Haab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran, als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte; und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich, als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Commandanten in Cassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: Es sollten nur vier Häuser verbrannt werden, und dieß war glimpflich; aber bey der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Muthes und aller Be-

sinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Commandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens, die kurze Frist zu benutzen, und ihr Festes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug, die Trommel wirbelte ins Klaggeschrey der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Commandant von Hersfeld vor die Reihen seiner Badischen Jäger, flehte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen, und sagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubniß, zu plündern, fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied.“ So sprach der Commandant; und wer jetzt ein Glas voll Wein hat neben sich stehen, der trinke es aus, zu Ehren der Badischen Jäger. Kein Mann trat aus dem Glied. Nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich; und wollte der Commandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache also ablief, das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zu Muth, wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Commandanten, ließen ihm für diese Milde und Großmuth danken, und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was Mancher gethan hätte! Aber der Commandant schlug dasselbe ab, und sagte: er lasse sich keine gute That mit Geld bezahlen. Nur zum Andenken von Euch, setzte er hinzu, erbitte ich mir eine silberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld vorgestellt ist, und der heutige Antritt. Dieß soll das Geschenk seyn, welches ich meiner künftigen Gattin aus dem Kriege mitbringen will. — Dieß ist geschehen im Februar des Jahrs 1807; und so etwas ist des Lebens zweymal werth.

## P i e v e .

Jedermann kennt die Silber- und Landkarten-Händler, die im Land herum ihre Waaren, Bildnisse von Heiligen, Bildnisse von Kaisern und Königen und Kriegsschauplätzen feil tragen. Aber für Manchen kommen sie wie die Storcken ins Land, das heißt, er weiß nicht, woher sie kommen. Von Pieve kommen sie, im Canton Tesino, in welsch Tyrol, und dieses Pieve dient

zum Betwelschum, was aus einem armen Dorfe werden kann, wenn auf unverdrossene und sparsame Väter eben so brave Söhne und Enkel folgen. Und deswegen ist an einem solchen Bildermann mehr zu sehen, als an seinen Bildern allen. Nieve hat eine unfruchtbare Gemartung. Der Boden nährt seine Einwohner nicht. Lange behielten sich daher die armen Leute mühsam und kümmerlich mit einem Handel von Feuersteinen, der eben nicht viel eintrug. Als aber der Besitzer der berühmten Buch- und Kupferstichhandlung, Mevondini in Bassano, sah, wie unverdrossen und fleißig diese Leute waren, so vertraute er ihnen anfangs schlecht, alsdann immer bessere Kupferstiche und Heigen an, um damit einen kleinen Handel zu treiben. Damit durchzogen sie nun Tyrol, die Schweiz und das angrenzende Deutschland, und es gieng schon besser. Sie hatten an den gemahlten Kaisern und Königen, Propheten und Aposteln selber mehr Freude, als an den plumpen Feuersteinen. Sie trugen auch leichter daran, und hatten mehr Gewinn. Bald brachten sie es so weit, daß sie den Kupferstichhandel aus dem Fundament verstanden, und mit eigenem Seide treiben konnten. Und, was fast unglaublich ist, sie bildeten in kurzer Zeit stehende Handelsgesellschaften in Augsburg, Straßburg, Amsterdam, in Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Stockholm, Warschau und Berlin. In allen diesen und noch mehreren Städten sind sie Jahr aus Jahr ein mit großen Vorräthen von sehr kostbaren Kupferstichen und Landkarten zu finden. Ja eine Gesellschaft kam sogar bis nach Tobolsk in Asien, und eine andere, welche aber mißglückte, bis nach Philadelphia in Amerika, lauter Leute aus dem armen Dörflein Nieve. Neben diesen stehenden Bilderhandlungen aber durchwandern noch viele andere von ihnen alle Länder von Europa, besonders Deutschland, Polen, Preussen, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, England und Frankreich. Alle Mannsleute in Nieve kennen diesen Handel und beschäftigen sich damit. Vor der französischen Revolution, als ihre Geschäfte am glücklichsten von statten giengen, war zur Zeit des Sommers, außer Kindern und alten Greisen, keine männliche Person dabeim, aber alle kamen mit wohlverworbenem Gewinn zurück. Die Weiber trieben unterdessen den Feldbau. Seit der Revolution und des Kriegs an allen Enden und Orten hat dieser lebhafteste Handel sehr gelitten. Dennoch hat noch jede Familie von Nieve unaufhörlich einen Mann auf der Reise. Schon in der frühen Jugend begleitet der Sohn den Vater auf seinen Zügen, und wird dieser alt, so überläßt er dem Sohn das Geschäft,

und bringt seine Jahre dabeim in Ruhe und Wohlstand und mit Ehren zu.

Das sind nun die Bilderhändler von Nieve. Der rheinische Hausfreund kennt fast alle, die am Rhein auf und ab auf den Straßen sind, und zieht vor jedem den Hut ab.

### Der Preussische Krieg. (Nachtrag.)

Jetzt wird jedermann gestehen müssen, daß der rheinländische Hausfreund mehr kann als nur Brod essen, und daß er nicht nur weiß, was geschehen ist, sondern auch was geschehen will. Denn was er am 5ten Juny 1807 vom preussischen Krieg geschrieben hat, ist jetzt alles schon wieder vorüber und noch viel dazu; und wie er gehofft hat, die großen Herrn werden es kurz machen, also ist es geschehen. Noch eine fürchterliche Schlacht geschah zwischen den Franzosen und Russen am 14. Juny bey Friedland. Nicht weniger als 60,000 Mann von der russischen Armee giengen nach den französischen Berichten, innerhalb 10 Tagen verloren. Diese Schlacht war ohne Zweifel die fürchterlichste im ganzen Krieg, aber auch die wohlthätigste. Denn bald nach ihr wurden durch einen Waffenstillstand alle Feindseligkeiten eingestellt. Und jetzt sah man ganz andere Dinge als vorher. Die drey kriegsführenden Monarchen zogen jetzt aus dem Feld friedlich zusammen in die Stadt Tilsit, und lebten mit einander als die besten Freunde, speleten bey einander zu Mittag, und ritten mit einander spazieren. Der Kaiser von Frankreich und der Kaiser von Rußland, vor wenigen Tagen noch Feind gegen Feind, wohnten jetzt als gute Nachbarn nicht weit von einander in Einer Gasse, und jetzt ist am ganzen vorigen Artickel, daß ein so erdrecklicher Krieg in der Welt sey, kein Wort mehr wahr. Vielmehr wurde zur allgemeinen Freude am 7ten und 9ten Juny zwischen Frankreich, Rußland und Preussen, der Friede geschlossen, dem Gott eine lange Dauer verleihen wolle.

Das freut den rheinischen Hausfreund, und wenn nicht im ganzen Schaltjahr 1808 der Himmel voll Dakgeigen hängt, und nicht ein anderer Krieg ausbricht, in welchem an allen Enden und Orten, besonders aber am Rheinstrom, mit lauter Aepfelschüßeln geschossen wird, und viele hunderttausend Bratwürste wie Kraut und Rüben zusammen gehauen und alle Tage Kriegsgefangene, nemlich Kronenthaler und Dublonen in Kisten und Kästen eingebracht werden, so kann der rheinländische Hausfreund nichts dafür.